

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 203.

Samstag, den 29. August 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

Aber der Angstschweiß trat ihm doch auf die Stirn. Vor der Kritik fürchtete er sich nicht, er hatte einmal gelassen das große Wort gesprochen: „Mir imponiert keine Kritik.“ Die ließ ihn ganz kühl. Aber als er den Spezialauftrag bekam, hatte er sich stolz in die Brust geworfen und sich fest vorgenommen: „Nun wirst Du den andern einmal beweisen, daß Du nicht umsonst so lange bei der Garde standest. Nun wirst Du einmal zeigen, daß Du Deinen Beinamen mit vollem Recht führst.“

Und nun hatte er sich doch wieder verlaufen: wenn wenigstens der lange Scholten da gewesen wäre, dann hätte er sich mit dem aussprechen und sich bei ihm Rat holen können, aber der war krank und den Unteroffizieren gegenüber durfte er nicht zugeben, daß er seiner Sache nicht ganz sicher war.

Der dicke Feldwebel Bohlmann, dem das Herumirren in der Natur schon lange keinen Spaß mehr machte, faßte sich ein Herz und redete den Vorgesetzten an: „Herr Leutnant, ich glaube, wir haben uns verlaufen, nach meiner Meinung . . .“

Aber der Gardestern unterbrach ihn: „Bohlmann, Sie kennen doch das schöne Wort: „Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung“. Behalten Sie Ihre Weisheit für sich, ich habe mich vorhin auf der Karte auf das genaueste orientiert und weiß, wo wir sind.“

„Die Lüge muß der Himmel mir einst verzeihen“, dachte er, „aber die Autorität muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Gebe ich zu, daß ich keinen Schimmer habe, wo wir hier eigentlich herumgondeln, dann fängt die Kompanie im stillen an zu murren und zu schelten. Das darf nicht sein. Aber ich glaube, wir sind viel zu weit nach rechts ausgebogen.“

Und auf gut Glück bog er an einer Wegkreuzung nach links ab, und nach einer guten Viertelstunde vernahm er heftiges Gewehrfeuer. Er ritt voraus und überzeugte sich davon, daß er sich tatsächlich im Rücken des Feindes befände: „Na, also doch!“ dachte er, „ich habe ja immer gesagt, daß wir uns auf dem richtigen Weg befänden, irgendwo mußte der Gegner sich ja aufhalten, — wie stehen wir nun da?“

Er jagte im Galopp, gab mit leiser Stimme seine Befehle und gleich darauf stürmte er mit „Marsch . . . marsch . . . hurra“ auf den Feind, der, in der Front und im Rücken gleichzeitig angegriffen die Waffen strecken mußte.

Gleich darauf ertönte das Signal: „Zur Kritik.“

„Meine Herren,“ begann Erzellenz, als die Offiziere um ihn versammelt waren, „Sie kennen mich zur Genüge, Sie wissen, daß ich keineswegs zu jenen Vorgesetzten gehöre, die da aus Prinzip alles tadeln, die da die Leistungen der Untergebenen schon deshalb nicht anerkennen, um Gelegenheit zu haben, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen. So bin ich nicht. Ich lobe viel eher, als daß ich tadle, aber trotzdem, meine Herren: was ich heute gesehen habe, hat mir nicht gefallen, absolut nicht.“ Und in durchaus sachlicher, ruhiger und belehrender Weise begründete Erzellenz sein Urteil.

„Aber zu meiner Freude kann ich auch zwei Kompanien loben“, fuhr Erzellenz, als des Tadelns genug gesche-

(Nachdruck verboten.)

hen war, nach einer kleinen Pause fort, „die fünfte Kompanie und vor allen Dingen die erste, namentlich die letztere hat ihre Sache heute sehr gut gemacht.“

Hauptmann von Böhme legte, gewissermaßen für das Lob und die Anerkennung dankend, die Hand an den Helm, aber Erzellenz winkte ab: „Lassen Sie es nur gut sein, Herr Hauptmann, zwar ist die erste Kompanie ja Ihre Kompanie, aber an dem, was sie heute geleistet hat, sind Sie ebenso unschuldig wie ich. Heute müssen Sie meine Anerkennung schon dem lassen, dem sie gebührt, und sie gebührt ganz allein Herrn Leutnant von Stern.“

Ebenso schnell, wie Hauptmann von Böhme die Hand wieder hinunternahm, ebenso schnell nahm Leutnant von Stern die Hand in die Höhe.

„Wirklich, Herr Leutnant von Stern, ich kann Ihnen meine höchste Anerkennung nicht vorenthalten, Sie haben das noch dazu sehr schwierige Gelände in einer äußerst geschickten Art und Weise auszunutzen verstanden. Selbst für mich war Ihr Erscheinen da drüben an der Bergkuppe ganz unerwartet, selbst ich wußte vorübergehend nicht, wo Sie sich aufhielten. Ich kann nur sagen, ich freue mich sehr, Sie gleich beim ersten Male von der vorteilhaften Seite kennen gelernt zu haben. Sie verdienen wirklich jedes Lob, Herr Leutnant.“

Der Gardestern saß hoch aufgerichtet im Sattel, unbeweglich, wie aus Erz gegossen, und sah den Vorgesetzten, während er sprach, scharf an, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Nun aber, als Erzellenz geendet, sah er sich im Kreise der Kameraden um: „Na, Kinder, was sagt Ihr jetzt?“ schienen seine Augen zu fragen. „Habe ich es Euch nicht immer gesagt, daß Ihr gar nicht ahnetet, was Ihr an mir habt? Jetzt habe ich es Euch bewiesen! Genügt Euch das nicht, dann beweise ich es Euch bei passender Gelegenheit noch einmal, das kommt mir gar nicht darauf an. Wie sagte doch Erzellenz zu mir: „Sie verdienen wirklich jedes Lob“. Und was eine Erzellenz sagt, ist doch über jeden Zweifel erhaben.“

Ueberrascht sahen ihn die Kameraden an: diese Leistung hatten sie nicht von ihm erwartet, sie hätten nicht geglaubt, daß er eine solche Anerkennung finden würde, sie hätten vielmehr darauf geschworen, daß er sich abermals blamieren und sich ganz gehörig in die Brenneffeln setzen würde. Sie hatten es ihm oft verdacht, daß er beständig mit seinem Können renommierte; nun aber, da er es bewiesen hatte, daß er etwas zu leisten imstande war, baten sie ihm im stillen ihr Unrecht ab und freuten sich mit ihm über das Lob, das er ertete.

Der einzige, der ihm das Lob nicht gönnte, war Hauptmann von Böhme. Einmal schmerzte es ihn, daß er seine Kompanie nicht selbst geführt hatte, dann aber war er auf Herrn von Stern von Tag zu Tag schlechter zu sprechen. Seine Leidenschaft für Banchita war zu groß, als daß er, selbst im Dienst, im Gardestern lediglich seinen Leutnant und nicht zugleich auch seinen Rivalen gesehen hätte. Er hatte es versucht, den Leutnant und den Menschen auseinander zu halten, aber es war ihm nicht gelungen und es ge-

der untrügliche Beweis dafür, daß man ihn weder als Bräutigam noch als Schwiegertohn willkommen heißen wird.

□ **Der Schwur auf den Pops.** Wenn im Mittelalter deutsche Frauen vor Gericht einen Eid abzulegen hatten, so mußten sie auf ihren Pops schwören. Einen solchen Eid leistete, wie der Historiker Sattler im 3. Bande seiner Geschichte des Herzogtums Württemberg berichtet, noch im Jahre 1403 die Gräfin Berena von Zollern. Sie mußte ihren langen, schönen Haarzopf, nachdem untersucht worden war, ob er auch echt sei, um die linke Hand wickeln und diese dann auf die Brust legen, die rechte Hand aber legte sie auf den Amtsstab des Richters, der ihr den Eid abnahm. Auch im Oesterreichischen war diese sonderbare Art der Eidesleistung gebräuchlich; nur mußten dort die Frauen nicht auf einen, sondern sogar auf zwei Pöpsel schwören, wie das Wiener Stadtrecht vom Jahre 1351 vorschreibt. Wahrscheinlich rührte dieser Unterschied nur von der abweichenden Mode her, daß die schwäbischen Frauen im Mittelalter sich mit einem Pops begnügten, während die österreichischen Eidesdamen sich mit zwei Pöpseln zu schmücken pflegten. Wenn heutzutage manche unserer Damen auf ihren eigenen Haarzopf oder gar auf zwei schwören sollten — wir fürchten, sie würden dann recht übel dabei bestehen!

□ **Heirat in Hypnose.** Ein interessanter Prozeß spielt sich gegenwärtig vor einem Newyorker Gerichtshofe ab, vor dem sich die in England gebürtige Mrs. Loder auf die Anklage wegen Doppelsehe zu verantworten hat. Die Angeklagte, die sich im Jahre 1902 in Albany mit Herrn Loder aus Newyork verheiratete, ist im Jahre 1907, ohne geschieden zu sein, eine zweite Ehe mit dem Prediger Wilhelm Coburn, dem Geistlichen einer holländischen Reformgemeinde, eingegangen. Sie gibt zu, beim Eingehen der zweiten Ehe gewußt zu haben, daß ihr erster Mann noch am Leben war, behauptet aber, während der Zeremonie der Eheschließung mit Coburn, der sie hypnotisiert habe, in „Trance“ gewesen zu sein. Ihre Willenskraft sei bei der Trauung ausgeschaltet, und ihr Schrecken nicht gering gewesen, als sie nach dem Erwachen aus dem hypnotischen Dämmerzustande der folgenschweren Tatsache bewußt geworden. Demgegenüber behauptet freilich Herr Loder, daß seine Frau sich auf die Geschichte mit dem Hypnotismus erst besonnen habe, als er sich weigerte, ihr das ausgefakte monatliche Pensionsgeld zu zahlen.

□ **„Nimm die Peitsche mit.“** Das bekannte Wort des großen Philosophen „So du zum Weibe gehst, nimm die Peitsche mit!“ ist in Rußland zeremonielle Wirklichkeit. Im Lande Väterchens herrscht nämlich auf dem Lande der Brauch, daß der Brautvater seiner Tochter mit einer kleinen neuen Peitsche über den Rücken peitscht, ehe er sie dem Zukünftigen überläßt. Darauf erhält der Bräutigam die Tochter — und die Peitsche als Geschenk. Die Peitsche repräsentiert hier das Zuchtmittel des stärkeren Geschlechts über das in jenem Lande geistiger Sklaverei nur allzu schwache Geschlecht.

Die Praxis der Hausfrau.

□ **Bronzegegenstände zu reinigen.** Zu diesem Zwecke verwendet man mit bestem Erfolg Bichorienpulver. Man vermischt die Bichorie mit etwa Wasser, trägt die Masse mit einer kleinen Bürste auf die zu reinigenden Gegenstände auf, bürstet und reinigt, spült die Bichorie mit Wasser ab und trocknet den Gegenstand an der Sonne, am Herd oder am Ofen.

□ **Flecke von Öl, Firnis, Harzen, Fetten, Teer und Wagenschmiere** kann man aus allen Stoffen mit Benzin entfernen und läßt dieses sich dann gut verflüchtigen. Sollten noch Schmutz- oder Farbflecke übrig bleiben, so wendet man ein wenig dünnes Seifenwasser (von venetianischer Seife) an. — Flecke von Paraffin und Stearin lassen sich mit starkem Weingeist aus allen Stoffen beseitigen. — Um Rosinflecke aus der Wäsche zu entfernen, weiche man etwas Bittersalz zu einer breiartigen Masse auf, bestreiche mit diesem Brei die Flecken, lasse sie einige Minuten liegen, reibe sie ab und bestreiche sie nochmals mit Bittersalz. Nach einigen Minuten lege man ein mit kochendem Wasser gefülltes zinnerneß Geschirr auf die Flecken, nehme es nach einigen Minuten wieder weg und wasche die Flecken in weichem Wasser aus. Sind die Flecken noch nicht sehr alt, so werden sie nach dieser Prozedur bereits verschwunden sein. Ist dies nicht der Fall, so wiederhole man das Verfahren. Es ist sehr ratsam, die so behandelten Wäschestücke sofort in die Wäsche zu geben, damit das Bittersalz keine Flecke frisst, was bei sofortiger Wäsche gänzlich ausgeschlossen ist.

Was der Tisch bringt.

□ **Petersilie zu konservieren.** Die Petersilie wird verlesen und gewaschen auf ein Brett oder Tuch gebreitet; nachdem das Wasser abgetropft ist, wird sie fein gewiegt und mit Salz tüchtig gemengt. Nun stampft man sie sehr fest in ein Gefäß und drückt so lange, bis die Säfte oben steil, streut noch Salz darüber und bindet das Gefäß zu. Auf diese Weise aufbewahrt, kann man sie wie frische gebrauchen, nur muß man sich mit dem Salzen der Speise darnach richten.

□ **Kalbsmilch mit Schoten.** Feines Sommergericht, das für heiße Tage eine leicht verdauliche und gut belümmliche Mittagspeise bildet. Für 6 Personen kocht man 3 schöne Kalbsmilche in Salzwasser 5 Minuten offen ab, kühlt sie in frischem kaltem Wasser, trocknet sie ab, spült sie recht fein mit Speckstreifen, bestreut sie leicht mit Salz und Pfeffer und brät sie mit Butter im Ofen in passender Pfanne knapp 30 Minuten. Unterdeß hat man 3 tiefe Teller mit frisch entfernten grünen Erbsen in Salzwasser mit einem Stück Butter weich gekocht, schüttet sie zum Abtropfen auf ein Sieb und schwenkt sie in Butter, 4 Tropfen Maggi-Würze und etwas gebachter Petersilie heiß. Die fertigen Erbsen werden in der Mitte einer Schüssel angerichtet, die Kalbsmilche, in Scheiben geschnitten, kranzförmig ringsherum. Dem Bratensoß verlockt man mit etwas brauner Mehlschwitze und einigen Pfeffern heißem Wasser, gibt der braunen Sauce mit einem Teelöffel Maggi's Würze recht kräftigen Wohlgeschmack und reicht sie nebenher.

□ **Französischer Kopfsalat.** Man spült den Salat leicht, verliert ihn gut und vermischt ihn erst kurz vor dem Anrichten mit folgender Sauce. Zwei hartgekochte Eigelb streicht man durch ein Sieb, verrührt sie mit einem Eigelb und vermischt beides langsam mit 1 Kaffeelöffel Mostsch, 6 Eßlöffel Olivenöl, 2 Eßlöffel Weinessig und ½ Tasse Fleischextraktbonillon, salzt die Sauce, pfeffert sie ein wenig und vermischt den Salat vorsichtig mit der Sauce.

□ **Blumenkohl in Essig.** Der Kohl wird gut gewaschen und gepulvt, in kleine Blumen zerteilt, in siedendem Salzwasser halb gar gekocht, auf ein Sieb getan und mit kaltem Wasser übergossen. Wie bei allen einzumachenden Kohlen dürfen auch die hierbei benutzten Gerätschaften nie mit Fett in Verührung kommen und müssen peinlich sauber sein. Sobald der Kohl gut abgetropft ist, legt man ihn in Steintöpfe oder Gläser. So viel Essig, als man zum Bedecken des Blumenkohls gebraucht, kocht man mit 10–12 Pfefferkörnern, etwas Mustatblüte, Ingwer und ½ Teelöffel voll heißer Senfkörner auf und gießt ihn erkaltet über den Kohl. Derselbe wird zu Pickles oder mit einer Mayonnaise übergossen zu Salat benutzt, ebenfalls zum Garnieren, doch muß man den Essig dann und wann von Neuem aufkochen.

Hygiene im Heim.

□ **Rosmarinwasser** ist ein stärfendes und anregendes Mittel zur Beförderung des Haarwuchses in Schwachzuständen nach überstandener fieberhafter Krankheit, Wochenbett, Nervenaffektionen allerlei Art, durch welche ein starker Haarausfall sich bemerklich macht. Bedarf es eines stärkeren Belebungsmitteis der Kopfhaut, um den Nachwuchs des Haares zu fördern, dann setzt man dem Rosmarinwasser etwas Franzbranntwein und Pottasche hinzu.

□ **Haarausfall.** Gegen den Haarausfall empfiehlt die „Modenwelt“ nachstehendes Hausmittel, mit dem man als Pomade dreß- bis viermal wöchentlich in kleinem Quantum die Kopfhaut einreiben soll: Lanolin 5 g., Schweinefett 45 g., Chinatinktur 10 g., Perubalsam 3 g., afrikanisches Geraniumöl 4 Tropfen, Bergamottöl 15 Tropfen. Auch ein schwacher Aufguss von Panamaspänen (Seifenwurzeln) ist ein äußerst mildeß, für trockenes Haar sehr empfehlenswertes Waschmittel.

□ **Brandwunden.** Man bedeckt die Wunde so schnell als möglich mit einem ungefähr 2 Zentimeter dicken Brei von gebrannter Magnesia mit Wasser und erneuert diesen Umschlag, sobald er abfällt. Man setzt dies fort, bis die Wunde beim Zutreten der Luft nicht mehr schmerzt. Beim Verbrennen ist auch ätherisches Pfefferminzöl ein vorzügliches Mittel, um den Schmerz sofort zu mildern und die Heilung, ohne daß Narben entstehen, zu bewirken.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Clobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.

Wiesbadener Frauenspiegel.

□ □ □ □ □ Wochenbelle zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Weibliche Bärenführer.

Das Amt einer Anstands dame zur Begleitung und zum Schutz junger Mädchen kam bisher als eigentlicher Beruf kaum in Betracht. Seit einer Reihe von Jahren sieht man junge Damen ihr elegantes, leichtes Gespann selbst führen, man trifft sie unbegleitet in Warenhäusern, wo sie ihre Einkäufe: Schleier, Handschuhe und dergleichen, besorgen. Sie haben sich frei gemacht von der Exerziererin, die früher ihren Schützling erst verließ, wenn er sich verheiratete.

Heutzutage aber, wo die gebildete Tochter eines guten Hauses ihr Wanderjahr absolvieren muß, bietet sich für die außer Tätigkeit gesetzte Dicenna ein anderes Gebiet, wo sie sich nützlich machen kann, wenn sie Bildung, Erfahrung und Routine besitzt. Es ist das Amt einer Reisebegleiterin, für welches man das nicht gerade geschmackvolle Wort „Bärenführer“ geprägt hat, das sich immer mehr zu einem anerkannten Beruf ausbildet. Es ist nicht zu leugnen, daß Verwandte, alte Freundinnen und schwerfällige, mit Rheumatismus behaftete entfernte Afsinen als Reisebegleiterinnen wenig geeignet sind, wenn man bei den Reisen junger Töchter den praktischen und wissenschaftlichen Bildungszweck im Auge hat. Man kommt deshalb immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die berufsmäßig betriebene Reisebegleitung ihre Vorzüge hat.

Reist ein junges Mädchen mit ihren Angehörigen, so bereichert sie ihre Kenntnisse kaum mehr als um einige Table-d'hôte-Menüs, oder um die äußere Kenntnis der Städte und der eleganten Geschäftshäuser.

Die berufsmäßige Begleiterin nimmt die Führung, arbeitet die Reiseroute aus, studiert die Reisebücher, unterrichtet ihre Schützlinge über den Gebrauch des Kurzbuchs, die Preise in den Hotels, belehrt sie über die zweckmäßigste Beforgung des Gepäcks, führt sie, wenn möglich, in gesellige Kreise ein, so daß die erwachsene Tochter einen Schatz von Kenntnissen sammelt, der ihr bei späteren Reisen sehr zu statten kommt. Auch diesen Sommer sind wieder Reisebegleiterinnen von wohlhabenden Familien engagiert worden, die selbst Kurplätze besuchten, welche den Töchtern nicht die gewünschte Erholung und Abwechslung boten.

Der finanzielle Teil des Engagements ist leicht nach Uebereinkunft erledigt. Man zahlt außer den Spefen ein bestimmtes Salair, das sich, ebenso wie die Reise- und Unterkunfiskosten, bedeutend billiger stellt, wenn einige Familien gemeinschaftlich eine Dame engagieren und die Spefen teilen. Logis, Verpflegung, Fahrten, alles kommt auf diese Weise weniger hoch zu stehen und das Vergnügen wird durch gemeinschaftliche Belehrung und Genuß erhöht.

Für die zweckmäßige Verwendung des Geldes ist selbstverständlich die Führerin haftbar. Sie ist verpflichtet Buch zu führen und Rechnung zu legen. Wenn sie dabei auch den jungen Damen immer Einblick in die Hotel-Rechnungen, Trinkgelber etc. gestattet, so sammeln diese viel mehr Kenntnisse, als wenn sie mit den Eltern reisen, wo sie höchstens einmal beauftragt werden, das Handgepäck zu überwachen. Sie lernen sich vor Betrügereien schützen, indem sie sich um die Tazen kümmern, an der Landesgrenze die Geldsorten und ihre Werte prüfen und was sonst nötig ist, wenn man sich vor Nachteil schützen will.

Es ist selbstredend, daß man mit einem so verantwortungsvollen Amt nur eine gebildete und verlässliche Person betraut, von der man die Gewißheit hat, daß sie den Pflichten, die sie übernimmt, auch vollkommen gewachsen ist.

(Aus der „English Mail“)

Minna Blanzger-Wiesbaden.

Frauen von heute.

□ Eine mutige Forschungsreisende, Mrs. Leonidas Hubbard, macht gegenwärtig viel von sich reden, da sie nunmehr die Ergebnisse ihrer kühnen Unternehmungen veröffentlicht hat.

Als Witwe des vor einigen Jahren in Labrador verunglückten bekannten Forschungsreisenden übernahm sie es, die wissenschaftlichen Arbeiten ihres Gatten zu Ende zu führen. So zog sie, begleitet von den treuesten Freunden und Anhängern ihres verstorbenen Mannes, in die noch ganz unbekannten Gebiete von Labrador, überwand mutig Gefahren jeglicher Art und brachte ein hochinteressante Ausbeute aus dem noch unerforschten Lande mit.

□ Frauen im Kriege. Vor nahezu 50 Jahren führte der dritte Napoleon die Verleihung von Ehrenmedaillen ein an solche Frauen, die sich in Kriegszeiten durch besondere Tapferkeit auszeichneten. Die erste, die damit geschmückt wurde, hieß Jeannie Rossini, und hatte bei der Schlacht von Magenta im italienischen Kriege durch ihre persönliche Bravour (sie war als Marktentenderin mitgegangen) zum Siege der Franzosen mit beigetragen, das war am 4. Juni 1859. Seitdem sind 33 solcher Dekorationen an Frauen verliehen worden.

□ Der erste weibliche Braumeister in Deutschland ist kürzlich in Grimma in Sachsen durch Absolvierung der Prüfung, die mit Auszeichnung bestanden wurde, von der Brauer-Akademie zu Grimma entlassen worden. Die Dame heißt: Fräulein Kolatschny und ist die Tochter eines Brauereibesizers.

□ Die jüngste Doktorin der Berliner Universität ist im doppelten Sinne Fräulein Thella Ewan aus Gothenburg, die soeben ihr philosophisches Doktor-Examen abgelegt hat. Fräulein Ewan steht erst im 25. Lebensjahr, sie hat sich die Nationalökonomie erwählt und eine beachtenswerte Arbeit zur schwedischen Handelspolitik als Dissertation geliefert.

Das Ewig-Weibliche.

□ Brautwerbungen. Im Herbst werden bekanntlich die meisten Ehen geschlossen, der September ist der Monat, in dem die zahlreichsten Brautwerbungen vor sich gehen. In Frankreich ist es Sitte, die Tochter bei derart wichtigen Entscheidungen einfach zu übergehen und nur die Eltern um die Einwilligung und Erlaubnis zu fragen. In der hohen Aristokratie wird es dem jungen Mädchen auch nie einfallen, eine Heirat zu verweigern, die die Eltern für wünschenswert halten. Im Dithmarschen z. B. dagegen wählen die Mädchen sich ihren Eheliebsten selbst. Wenn sie von einem jungen Manne erwarten, daß er ihnen einen Heiratsantrag machen wird, und ihr Herz gehört einem anderen, dann stellen sie ihm vor die Tür eine — Schaufel, um ihm das Peinliche einer abschlägigen Antwort zu ersparen. Eine Schaufel bekommen, heißt dort soviel, wie bei uns einen Korb erhalten. Die wichtigsten Sitten bei Brautwerbungen hat Livland. Der Freier, der um die Tochter des Bauern freit, muß eine Art Feuerprobe durchmachen. Er muß einen Kapann oder ein anderes Geflügel bei Tisch in der Luft zerlegen, und von dem Gelingen dieses schwierigen Werkes hängt die zusage oder die ablehnende Antwort der Braut ab. Natürlich wird der willkommene Freier einen Bratvogel erhalten, der zum größten Teile bereits zerschnitten ist, sodas ihm nur eine geringe Arbeit zu verrichten bleibt, während der unwillkommene einen alten Hahn erhält, und dazu ein stumpfes Besteck. Aber auch eine andere drollige Sitte besteht in dem schönen Livland; ein anderes Mittel, um dem Bewerber zu zeigen, ob er gewünscht oder ungewünscht kommt. Er wird zu Tisch geladen und bei dem recht ausgiebigen Essen darf er sich noch eine zeitlang in allen Hoffnungen wiegen, da die beiden ersten Gänge ihm nichts verraten, aber der dritte, der Braten, bringt die Antwort. Steht auf dem Tisch eine gebratene Ente oder ein Huhn, eine Taube, Kalbsfleisch oder Rindfleisch, — — kann kann er fröhlich zulangen, denn die Braut ist sein. Sind aber mehrere Fleischsorten zusammengeköcht, und ist zu allem noch eine süßsaure dunkle Sauce über dem Ganzen, dann darf er nach Tisch getrost nach Hause gehen, ohne ein Wort weiter zu verlieren, denn das ist

lang ihm auch sehr nicht. Er gönnte ihm zwar nicht gerade alles Schlechte, aber er gönnte ihm auch nicht allzuviel Gutes. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Stern einmal wieder eine Dummheit gemacht hätte, die seine Versetzung in ein anderes Regiment nötig machte. Aber das war bisher noch nicht geschehen und würde nun auch wohl nicht mehr geschehen. Diese Anerkennung Seiner Exzellenz gab dem Gardestern vom Augenblick an eine ganz andere Position, er war fortan ein Offizier, mit dem man ernsthaft zu rechnen hatte.

Und das wollte Hauptmann von Böhme absolut nicht in den Sinn, denn er vermutete, vielleicht nicht ganz ohne Unrecht, daß die Anerkennung, die Stern im Dienst gefunden hatte, sicher dazu beitragen würde, ihn in seinem außerdienstlichen Leben noch selbstbewußter zu machen. Und vielleicht konnte er bei Pandita da doch noch ein gefährlicher Konkurrent werden, obgleich er nur ein Leutnant war.

Es war beinahe acht Uhr vormittags, als die Truppe wieder in die Garnison einrückte. Exzellenz war, wie man beim Militär zu sagen pflegt, nicht zum Spaz gekommen, er hatte das Regiment gewaltig hochgenommen, es hatte eine gehörige Anzahl Kilometer schluden müssen, alle waren totmüde, die Berittenen und die Unberittenen, die Offiziere und die Mannschaften, und nicht in letzter Linie Exzellenz, der für sich und seine Offiziere in „Stadt Hamburg“ Zimmer bestellt und seine Abreise von dem Ausfall der Besichtigung abhängig gemacht hatte. Das Wort „schön war es doch“ fand auf die verfloßene Übung keine Anwendung, so wollte Exzellenz am Nachmittag die Mannschaften teilweise in der Instruktion, teilweise im Einzelerzieren besichtigen, das Nähere wollte er anordnen, wenn er geschlafen hatte.

Im stillen hatten alle gehofft, Exzellenz würde es nach dieser Alarmierung genug sein lassen des grausamen Spiels und mit dem nächsten Zuge wieder in seine Garnison und zu Weib und Kind zurückkehren. Daß er nun noch hier blieb, fand man überflüssig, daß er am Nachmittag die Inspektion fortsetzen würde, mehr als überflüssig, trotz der Verehrung, die man Seiner Exzellenz als Menschen und Vorgesetzten zollte. Die Stimmung der Herren war daher auch nicht die rosigste; bisher hatte man eigentlich nur Tadel geerntet, wie würde der Nachmittag verlaufen?

Ganz besonders schlechter Laune war der Herr Oberst. Wohl unter dem Einfluß der gestrigen häuslichen Szene hatte es ihm heute nacht, als er sein Regiment auf Befehl Seiner Exzellenz gegen den markierten Feind führte und die ihm von dem hohen Vorgesetzten gestellte Aufgabe zu lösen versuchte, an der nötigen Ruhe gefehlt. Er hatte nicht klar, nicht scharf und bestimmt genug disponiert, daß der Vorgesetzte ihn ein paarmal gefragt hatte: „Aber, Herr Oberst, was machen Sie denn nur? Ich verstehe Sie nicht.“ Heute nacht hatte er für seine Person Dummheiten gemacht; wenn nun heute nachmittag auch noch seine Untergebenen Torheiten begingen, dann konnte das unter Umständen von großem Einfluß auf seine Karriere sein, dann war es vielleicht aus, dann konnte er seine Hoffnung, General zu werden, nur aufgeben.

Als er zu Haus das Schlafzimmer betrat, war seine Frau, die bereits aufgestanden war, gerade im Begriff, es zu verlassen. Er bot ihr freundlich einen guten Morgen und versuchte sie auf die Stirn zu küssen, aber sie wies jeden Annäherungsversuch zurück: „So weit sind wir noch nicht“, erwiderte sie. „Glaubst du, ich könnte die Kränkung, die unglaubliche Beleidigung, die du mir zugefügt hast, so schnell vergessen? Ich habe beständig über die Vorfälle, die du den anderen Damen sandtest, nachgedacht, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht.“

„Ich auch nicht“, unterbrach er sie. „Ich habe mehr als zwölf Stunden im Sattel gesessen, ich bin totmüde und habe nur vier Stunden Zeit, mich auszuruhen. Gönne mir meine Ruhe, meinen Schlaf.“

„Hast du gestern auf meine Ruhe, auf meinen Schlaf Rücksicht genommen?“ fragte sie.

Er rang die Hände in unnennbarem Weh. „Weib . . . Frau“, bat er, „ich tu doch alles, was ich kann, um dir jeden Verdruß fernzuhalten, aber ich kann doch nicht zu-

geben, nicht dulden, daß du eine unserer Offiziersdamen beleidigst, wie du es getan hast. Das fällt auf mich zurück, ich bin verantwortlich für das, was im Regiment vorgeht, und ich kann dir nur wiederholen, wenn Exzellenz etwas davon erfährt, ist der Teufel los. Und das muß unter allen Umständen vermieden werden; ich habe heute so wie so verflucht wenig Lob geerntet; ich kann sogar ruhig sagen, ich habe mich blamiert.“

„Warum blamierst Du Dich?“ fragte sie gelassen. „Willst Du mich etwa verantwortlich machen? Und außerdem verstehe ich Dich nicht: wenn Du es noch nicht gelernt hast, Dein Regiment zu führen, wann willst Du es denn eigentlich lernen? Zeit wird's nachgerade.“

„Nun fang Du auch noch an, mir grob zu werden“, schalt er ärgerlich. „Nun miß Du Dich auch noch in meine dienstlichen Angelegenheiten und stell Du mich auch noch zur Rede, daß ich das Regiment nicht in drei Treffen, wie Exzellenz es für richtig hielt, sondern nur in zwei Treffen auseinanderzog.“

„Warum machst Du auch so etwas?“ fragte sie noch einmal.

„Ich finde überhaupt, daß Du Dich in der letzten Zeit ziemlich oft blamierst, mein Freund; allerdings, für einen bedeutenden Soldaten habe ich Dich nie gehalten.“

Er wußte nicht, ob er lachen, oder sich ärgern sollte, aber schließlich behielt der Ärger doch die Oberhand: „Gottlob ist Deine Ansicht nicht maßgebend, auch glaube ich, daß Du von dem Waffenhandwerk denn doch noch weniger verstehst als ich und daß es Dir an dem richtigen Urtheil über mein Können und Nichtkönnen gebricht.“

Unter anderen Umständen hätte er die Worte seiner Frau humoristisch aufgefaßt, aber nach den wenig freudigen Erfahrungen der letzten Nacht klang ihm das Urtheil seiner Frau wenig tröstlich, es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie gesagt hätte: „Was liegt daran, wenn Du auch heute wirklich einmal einen Fehler machtest, ein tüchtiger Offizier bist Du doch, das wissen alle.“

Das hätte seinen gesunkenen Mut neu belebt, aber was sie ihm da soeben gesagt hatte, raubte ihm in seiner augenblicklichen Stimmung den letzten Rest seines Selbstvertrauens, und so lag er, nachdem seine Frau ihn verlassen, und er das Bett aufgesucht hatte, noch lange wach. Bange Zweifel und Sorgen quälten ihn, denn auch ein Oberst ist nur ein Mensch, und ruhelos warf er sich hin und her, bis der Schlaf sich doch seiner erbarmte. Und der Traumgott gaukelte ihm gar liebliche Bilder vor: er sah Weinkleider mit ganz breiten, roten Streifen, Ueberröcke mit gold- und silbergewebten Raupen, und in weiter Ferne winkte etwas, das genau wie ein Feldmarschallstab aussah. Und bei dem Anblick dieser Herrlichkeiten lächelte er im Traum; das glückliche Lächeln eines Kindes, das da kurz vor Weihnachten alle Herrlichkeiten, die es sich zum Feste gewünscht hat, im Traume vor sich sieht, umspielte seinen Mund. Im Traume war er wieder sehr gern Soldat.

Zehntes Kapitel.

Es war am Nachmittag desselben Tages. Auf dem Kasernenhof waren die Kompagnien zur Besichtigung Seiner Exzellenz angetreten. Rechts standen die geraden, links die ungeraden Nummern. Die ersteren wollte der Vorgesetzte im Einzelerzieren, die letzteren in der Instruktion besichtigen. Die Offiziere und Unteroffiziere eilten in Erwartung Seiner Exzellenz unruhig auf und ab, sie gingen die Front entlang und sahen nicht zum ersten und nicht zum letzten Male den Anzug der Mannschaften nach. Hier wurde eine Mütze gerade gerückt, dort eine Halsbinde noch eine Kleinigkeit weiter herausgezogen, dort an einem Rock eine Falte beseitigt; es fand sich immer noch etwas.

Und während die Offiziere den Anzug nachsahen, ermahnten sie gleichzeitig ihre Leute und instruierten sie noch, so gut es in der Eile ging. Auf der rechten Seite hieß es: „Denkt mir daran, bei „Gewehr über“ eine Pause zu machen, — Ihr wißt, Exzellenz legt namentlich darauf großen Wert.“

(Fortsetzung folgt.)